Morgen-Ausgabe
No. 393 — 61. Jahrgang

Berliner Volks-Zeitung

Erstes Beiblatt
Sonnabend, 23. August 1913

Lokales

Am Tage von Großbeeren in Berlin.

In einem Büchlein „Bunte Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände aus Berlin und anderswoher. Zusammengesucht von Fr. Tietz", das ohne Jahresangabe, wohl vor etwa einem halben Jahrhundert, in Berlin erschien, schildert der Verfasser nach dem Tagebuch seines Vaters die bewegten Berliner Tage, als vor hundert Jahren vor den Toren Berlins die Schlacht von Großbeeren geschlagen wurde. Keine Schilderung der Schlacht selbst ist es, sondern eine Schilderung des Berliner Lebens in jenen Tagen. Es heißt da unter anderem:

„Am 21. August gab man im königlichen Schauspielhause Himmels „Fanchon". Das Haus war voll, wie man sich an allen öffentlichen Orten zusammendrängte. um Neuigkeiten zu erfahren. Der korpulente Himmel dirigierte. Als Gern als Abbé sein Lied sang „auf alle Namenstag' im Jahr" und nun zu dem auf die verewigte Königin Luise bezüglichen Couplet kam, brach ein donnernder Jubel im Publikum los. Himmels rotes Gesicht glühte; „Tusch! Tusch!" rief er dem Orchester zu. Die Trompeten schmetterten los, die Pauken donnerten, die Bivats wollten kein Ende nehmen. Zum Finale hatte Herklots, der damalige königliche Theaterdichter, für die Bethmann als Fanchon ein auf die Zeit bezügliches Couplet gedichtet, bei dem sich der Jubel von vorhin wiederholte. Als ich mit Herklots das Theater verließ, begegnete uns auf der Straße ähnliche Exaltation. Truppen marschierten dem Halleschen Tor zu, die Bürger begleiteten sie mit fortwährenden Hurrarufen.

Recht gut erinnere ich mich, daß ich jene Nacht vor der Schlacht schlecht und wenig geschlafen. Ich wohnte in der Friedrichstraße, wo über das damals noch sehr holprige Pflaster Kanonen und Munitionswagen zum Halleschen Tore hinausporterten. Schon frühe am Morgen stand ich auf. Gegen 9 Uhr ward mir's zu eng im Hause, ich wanderte die Leipziger Straße hinab, wo mir ein bekannter junger Mann erzählte, daß bereits bei Heinersdorf die Vorposten aneinander gekommen seien, nach dem Tiergarten. Bei George in der Bellevuestraße war große politische Sitzung hinter Weißbierstrotzen. Oben aus einem Fenster des Hauses schaute Gubitz herab, der dort wohnte, damals noch nicht Professor, aber schon ein gern gelesener patriotischer Schriftsteller war und seine Laufbahn in der zierlichen Holzschneidekunst mit großem Glück begonnen hatte. Ich winkte ihm zu, herabzukommen. Freund Gubitz nahm seinen Hut und wir wanderten nach den Linden uns begegnenden Bekannten erzählend, was wir soeben erfahren, und ähnliches wieder hörend. So waren wir bis zur Ecke der Friedrichstraße gekommen. In dem Hause Nummer 45 wohnte unser Freund Himmel, zwei Treppen hoch Kammermusikus Seidler, in der dritten der dünne Labes, der Komiker vom Hoftheater. Dort wurde eingekehrt. Auf der Treppe begegnete uns Herr Patschke, der damalige Notenkopist Himmels, der uns sagte: „Gehen Sie man hinauf — ich bestelle neuen Vorrat."

In Himmels Zimmer saß dieser und die beiden genannten Miteinwohner am Tische, mit Weinflaschen besetzt. Himmel war wie gewöhnlich in exaltierter Stimmung. Gubitz behauptete: „Er wäre überzeugt, daß unsere Krieger heute den Sieg erfechten, so fest überzeugt, daß er sogleich eine kleine Festkantate niederschreiben würde. Himmel solle rasch die Komposition dazu liefern, morgen abend könne sie dann im Theater gesungen werden." Gesagt, getan! Gubitz setzt sich zum Schreibtisch, in einer halben Stunde ist die kleine Dichtung fertig, aber der, der sie komponieren soll, auch, denn Herr Patschke hatte neuen flüssigen Vorrat gebracht, Himmel sich stark daran gehalten und schnarchte bereits im Nebenzimmer auf dem Bette. Die Verse blieben zur Benutzung nach beendeten Schlummer zurück, wir aber verließen das „Paradies", wie man die „himmlische" Wohnung scherzhaft zu nennen pflegte und gingen der eine hierhin, der andere dorthin. Mein Weg führte mich am Schauspielhause vorüber. Die angeklebten Zettel kündigten zum Abende an: „Zum erstenmal wiederholt: „Die deutsche Hausfrau", Drama in 3 Akten von Herrn v. Kotzebue. Hierauf: „Das Geheimnis", Operette in 1 Akt von Solié." Einer der Bureaubeamten stand an der Tür, die zur Bühne führte; ihn fragte ich, ob denn heute gespielt werde? „Natürlich, der Herr Generaldirektor Iffland haben's befohlen." Ein dumpfer Knall, dem gleich darauf mehrere dito folgten, bezeugten, daß draußen ein blutiges Schauspiel beginne. Vorübergehende standen augenblicklich wie gebannt. Der Beamte des Theaters zeigte mir ein blasses Gesicht, eine Bemerkung, die er im Hinblick auf das meinige auch gemacht haben mag. Ein kleiner Trupp barfüßiger Straßenjungen lief mit Hurra der Gegend des Halleschen Tores zu. Dies geschah etwa um 4 Uhr nachmittags.

Von da an kamen wir Berliner eigentlich nicht mehr zu Besinnung. Auf den Straßen lief alles durcheinander, zum den Fenstern hinaus fragten die Bewohner die Vorübergehenden nach Neuigkeiten. Viele waren nach dem Tempelhofer Berg hinausgewandert und erzählten, von dort zurückkehrend, von Rauch und Dampf, den sie nach Großbeeren zu gesehen — das Dorf brannte wirklich —, von Kanonendonner, den sie gehört. Den letzteren genossen wir auch in der Stadt. Es regnete und der Himmel schaute recht düster auf uns zwischen Angst und Hoffnung schwebende Berliner nieder. Gegen 7 Uhr ging ich ins Theater. Es waren mehr Leute darin, wie man hätte vermuten sollen. Nur Damen fehlten. Man hatte sich — wie auch das fortwährende Aus- und Eingehen bewies — eigentlich dort nur zusammengefunden, um sich gegeneinander auszusprechen. Und doch wurde jede patriotische Beziehung, die in der „deutschen Hausfrau" vorkam, lebhaft beklatscht. Als ich im Zwischenakte auf die Straße eilte, hatte es des Regenhimmels wegen früher gedunkelt als sonst. Der Kriegsjammer zeigte sich aber uns schon in blutiger Gestalt. Bauernwagen mit wimmernden Verwundeten rollten langsam vom Halleschen Tore her. Man fuhr die Armen nach den Lazaretten, leichte Verletzte nahmen die Bürger mit Herzlichkeit in ihre Häuser auf. Ordonnanzen jagten durch die Straßen. So gelangte ich nach den Linden, und da wir aus Habels Weinlokal erleuchtete Fenster entgegenwinkten, ich auch seit dem Vormittag nichts als ein paar Gläser Wein bei dem dicken Himmel getrunken hatte, gedachte ich mich hier zu stärken. Drinnen wimmelte es von ab- und zuströmenden Gästen. In der Ecke am letzten Fenster saßen Bekannte: Herklots, der Theaterdichter, der Kunstkenner Hofrat Hirt, damals einer der schönsten Männer Berlins, und der Maler Hummel, ein unzertrennliches Trifolium in Habels Gaststube. In der Mitte des Zimmers hatte man einen Husaren unringt, der einen Transport Verwundeter mit hierher gebracht und selbst einen tüchtigen Hieb über das Gesicht bekommen hatte. Von ihm erfuhren wir von der ersten Tour des Waffentanzes einiges Näheres. Soviel wußte uns der Husar „auf Seelen Seligkeit" zu versichern, daß es vorwärts gegangen, als er seinen Hieb „über die Schnauze" erhielt und dann mit den Verwundeten nach Berlin abging. „Es muß meiner Geographie nach so in der Richtung nach Trebbin retiriert werden, das heißt von die Franzosen", damit schloß er seinen Vortrag, den ein Jubel ohne Ende begleitete.

„Noch kann das Theater nicht aus sein — ich muß die Nachricht dorthin bringen", meinte Herklots, den großen rotseidenen Regenschirm ergreifend — draußen klatschte der Regen nieder — und ich erbot mich zur Begleitung. Wir langten auf der Bühne kurz vor dem Schlusse des Singspiels „Das Geheimnis" an. Unzelmann spielte den Bedienten Thomas. Wir teilten ihm die erhaltenen Siegesbotschaften mit. Er ergreift den dreieckigen Bedientenhut und tritt auf die Bühne hinaus, obgleich seine Szene nicht an die Reihe. Die Schauspielerin, welche die Hofrätin gibt, sieht ihn befremdet an, worauf der Komiker im Tone seiner Rolle folgendes Extempore anbringt: „Ich wollte der Frau Hofrätin und den Herrschaften da unten (aufs Publikum zeigend) nur melden, daß wir heute keine französische Einquartierung mehr bekommen." Wir schalten hier ein, daß Unzelmanns frappante Aehnlichkeit mit dem früher in Berlin kommandierenden französischen General Augereau allbekannt war. Diese in derselben Augenblick bringend, stülpt er seinen dreieckigen Hut in der schiefen Richtung auf den Kopf, wie ihn die französischen Generale zu tragen pflegten und, Augereau kopierend, fügt er der obigen Nachricht hinzu: „Wir begeben uns rückwärts nach Trebbin!"*) Dabei macht er kehrt, und es bricht im Publikum nun ein Freudenhallo aus, daß die alten Kulissen zittern. Die Vorstellung war aus, den alles stürmte zum Haus hinaus. Auf den nachtdunklen Straßen ein Gedränge, wie in geschäftlicher Tagesstunde. Man brachte Verwundete und Gefangene fortwährend zur Stadt. Wagen aller Art, bis zu den elegantesten Chaisen hinauf, bepackt mit Lebensmitteln, Decken, Mänteln und allem, was nur den verwundeten, hungrigen Kriegern zugute kommen konnte, rollten zum Tore hinaus, dem Schlachtfelde zu.

Am frühen Morgen lud mich ein bekannter Schlächter ein, auf seinem mit Wurst, Schinken und Brot beladenen Wägelchen Platz zu nehmen und mit ihm hinauszufahren. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Den Anblick des blutigen Schauplatzes werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Ein herzzerreißender Anblick, mit dessen Schilderung man Bogen füllen konnte.

Abends am 24. August — der auf diesen Tag fallenden Stralauer Fischzug war schlecht besucht, da der größte Teil der Berliner Bevölkerung auf das Schlachtfeld gewandert war — fang man im Theater die Siegeskantate, die am vorigen vormittag Gubitz gedichtet, Himmel am frühen Morgen darauf in Musik gesetzt, Patschke schnell kopiert und die Sänger und Sängerinnen stückweise, sowie die einzelnen Notenblätter aus der Abschrift kamen, probiert hatten. Mitten durch die erhebenden Töne schrillte mir das Gestöhne und Seufzen der Todwunden, die ich wenige Stunden vorher gesehen, vor den Ohren."

E. J.

*) Nach anderer Version soll er gesagt haben: „Wir begeben uns rückwärts nach Trebbin; ooch eene scheene Jejend!" Und dies soll der Ursprung dieser bekannten Berliner Redensart sein.

Was bietet die

Berliner Volks-Zeitung

ihren Lesern für 20 Pf. wöchentlich?

Täglich ein zweimal erscheinendes reichhaltiges großes modernes Blatt nebst einer Unterhaltungs-Beilage. Ferner allwöchentlich das weltbekannte farbig illustrierte Witzblatt „Ulk" und eine reichhaltige, aktuelle „Illustrierte Familien-Zeitung", ferner alle 14 Tage eine „Illustrierte Kinder-Zeitung" und eine „Illustrierte Moden-Zeitung".

Wer noch nicht Abonnent ist,

der mache mit dieser vielseitigen und billigen Zeitung einen Versuch und bestelle jetzt ein Abonnement für den Monat September. Probenummern liefert an jedermann kostenfrei auf Wunsch die Expedition Berlin SW. 19. In Groß-Berlin und vielen Orten der Provinzen Brandenburg, Sachsen und Anhalt erfolgt zu obigem Preise die Zustellung durch eigene Botenfrauen. Bei den Postanstalten Deutschlands abonniert man zum Preise von 90 Pfennig monatlich.

104,000 Abonnenten

Ein viergleisiger Ausbau der Anhalter Bahn

wird von der Eisenbahnverwaltung geplant. Die Erhebungen und Ermittelungen haben bereits zu einem eingehenden Projekt geführt. Fraglich ist lediglich noch die finanzielle Deckung. Es versteht sich, daß für einen viergleisigen Ausbau einer derartigen Strecke besonders große Aufwendungen nötig sind. Vor allem wird die Einführung des dritten und vierten Gleises durch die Berliner Vororte bis ins Herz von Berlin erhebliche Kosten verursachen. Bei den Angriffen auf die preußische Eisenbahnverwaltung wegen einer angeblichen Beeinträchtigung der sächsischen Interessen ist auch die Belastung der Anhalter Bahn ins Feld geführt worden. Sie werde mit 500 Zügen am Tage befahren und könne deshalb dem Verkehr mit Sachsen nicht gerecht werden. In Wirklichkeit werden auf der Strecke zwischen Berlin und Jüterbog, um die es sich handelt, täglich 134 Züge, und zwar 63 Schnell- und Eilzüge, 31 Personenzüge und 40 Güterzüge gefahren. Dazu kommt noch eine gewisse Zahl von Bedarfszügen, die aber zum Teil sich gegenseitig ausschließen. Diese Strecke ist übrigens nicht einmal die am meisten befahrene Strecke der preußischen Staatsbahnen. So wird zum Beispiel die Strecke Frankfurt a. M.—Goldstein von 164 regelmäßigen Zügen befahren. Es verkehren ferner auf der Strecke Liegnitz—Breslau 178 Züge, Bonn—Koblenz 169, Eberswalde—Bernau 150, Düsseldorf—Duisburg 142 und Danzig—Zoppot 141 Züge. Dazu kommt, daß die Anhalter Bahn nicht einmal übermäßig mit Güterzügen belastet ist. Gerade diese sind mit ihrer geringeren Geschwindigkeit den schneller fahrenden Personenzügen im Weg. Es ist nicht unmöglich, daß die Forderungen für einen viergleisigen Ausbau der Strecke Berlin—Jüterbog schon im Etat für 1914 erscheinen werden. Als die Anhalter Bahn seinerzeit gebaut wurde, hatte man noch nicht den Mut, etwa besondere Linien von Berlin nach Dresden, nach Leipzig und nach Halle zu führen. Man baute eine einzige Linie und zweigte sie in Jüterbog nach Dresden, in Bitterfeld nach Leipzig ab. Erst später wurde eine besondere Linie nach Dresden gebaut. Die Strecke Berlin—Jüterbog ist aber nach wie vor von einem Teil des Verkehrs nach Dresden belastet.

Das Ehrenwort.

In einem Groß-Berliner Sportklub ist eine kleine Mogelei vorgekommen: Man hatte sich für einen 1500-Meter-Lauf einen renommierten Engländer verschrieben, weil man sich von ihm erstens eine „Hebung" des Sports versprach, und zweitens, weil die Teilnahme eines Championläufers aus dem sportgewaltigen Albion eine erhebliche Auffüllung des an gefährlicher Atrophie leidenden Klubsäckels erhoffen ließ. Ein Klubmitglied, das den „Verkehr mit den Ausländern" besorgte, hatte solches Vertrauen in die Zugkraft des britischen Schnellfüßlers, daß es dem Klub 2000 Mark aus eigenen Mitteln vorstreckte und sich noch 1500 Mark dazupumpte, um die aus aller Finanznot rettende Veranstaltung zu ermöglichen und sicherzustellen. Soweit wäre alles in Ordnung gewesen. Dem sportliebenden Publikum wurde die Teilnahme des berühmten Engländers kundgetan, und als der Tag des großen sportlichen Wettkampfes gekommen war, strömten die Sportfreunde zu Haufen nach dem Schauplatz des athletischen Ereignisses. Die Spekulation war geglückt: die Entreeeinnahme glänzend.

Die sportlichen Wettkämpfe nahmen ihren Anfang, und endlich kam auch der 1500-Meter-Lauf an die Reihe, der Clou des Tages. Der Engländer war da, lief und wurde — geschlagen. Das deutsche Sportherz schlug höher.

Da fiel ein Wermutstropfen in den Freudenbecher. Der Engländer war zwar ein Engländer, aber nicht der richtige Engländer. Der richtige Engländer war nämlich nicht gekommen. Das Klubmitglied, das den „Verkehr mit den Ausländern" besorgte, hatte diese Tatsache vor dem 1500-Meter-Lauf gewußt, sie aber dem Publikum verschwiegen, teils „im Interesse" des Klubs, teils wegen der 3500 Mark, die auf dem Spiele standen. Die fatale Geschichte wurde ruchbar, das Mitglied aus seinem Verein ausgeschlossen. Ueberdies wurde noch in einer gemeinsamen Sitzung der Vorstände des Verbandes Berliner Athletikvereine und der Deutschen Sportbehörde für Athletik über den Sportklub zu Gericht gesessen. Das Urteil fiel verhältnismäßig milde aus: Das ebenso für den Klub wie für die 3500 Mark besorgte Mitglied wurde auf die Dauer von zwei Jahren disqualifiziert und dem Klub untersagt, im Laufe des Jahres 1913 Wettkämpfe, mit Ausnahme interner, im Jahre 1914 internationale Wettkämpfe zu veranstalten.

Im Verlaufe der „Gerichtsverhandlung" mußten die vernommenen Mitglieder des beschuldigten Klubs ihre Angaben mit dem Ehrenwort bekräftigen. Nur eine einzige Ausnahme wurde gemacht: ein Mitglied, das den akademischen Doktorgrad besitzt, wurde von der Abgabe des Ehrenworts befreit; befreit nicht etwa, weil der betreffende Herr Doktor ist, sondern unter Hinweis auf seine Eigenschaft als — Reserveoffizier. Natürlich. Wir wissen von Corneille: „Ein jeder wackre Mann ist auch ein Mann von Wort." Aber — die Frage drängt sich auf — sind denn die Sportsmen nicht überhaupt wackre Männer? Und ist nur der davor gefeit, die Unwahrheit zu sagen, der Sommerleutnant ist? Selbstverständlich ist der Herr Doktor-Reserveleutnant glaubwürdig und ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe. Wie kommt der Sportareopag dazu, ihn zu beleidigen? Denn in der Befreiung vom Ehrenwort unter dem Hinweis auf den Charakter als Reserveoffizier liegt eine Beleidigung. Heißt das nicht soviel als: „Wenn du nicht Reserveoffizier wärest, müßtest du auch dein Ehrenwort geben!?" Und wenn der Herr Doktor es nicht zum „Sommerleutnant" gebracht haben würde, weil etwa ein körperlicher Fehler ihm diese glänzende militärische Karriere unmöglich gemacht hätte, so daß er „nur" Doktor werden konnte, und er würde es abgelehnt haben, sein Ehrenwort zu geben, weil man in ihn als „Doktor" von vornherein unbedingtes Vertrauen setzen müßte — was dann? Hätte sich das Sportgericht damit abgefunden? Und wenn es sich nicht damit begnügt hätte? Hätte der Herr Doktor mit der Faust auf den Tisch oder auf den Kopf des Vorsitzenden geschlagen und gerufen: Wie könnt ihr euch unterstehen, mir nicht zu glauben, nur weil ich kein Reserveoffizier bin? Der Herr Doktor hätte das wahrscheinlich nicht getan, sondern auch sein Ehrenwort gegeben.

Auch beim Sport ist es die Hauptsache, daß man Reserveoffizier ist. Wer es nicht ist, muß sein Ehrenwort geben, sonst glaubt man ihm nicht. . . .

Was hat das „Ehrenwortgeben" überhaupt für einen Sinn? Wer lügt, wer es über sich gewinnt, auf sein Gewissen befragt, bewußt die Unwahrheit zu sagen, den hält auch das Ehrenwort nicht ab, eine falsche Aussage zu machen. Und hat es noch nie Leute gegeben, die die Uniform, die sie trugen, moralisch beschmutzt haben, hat noch nie einer, der die Uniform getragen, gelogen?

Die Herren, die über den Sportklub zu Gericht saßen, wissen offenbar selbst nicht, wie wehe sie sich getan haben, als sie den Herrn Reserveleutnant vom Ehrenwort befreit haben. Denn wenn einer von ihnen mir künftig was erzählen will, dann glaube ich es nur — wenn er mir sein Ehrenwort gibt.

Und nun eine Bemerkung am Rande. Ich liebe Ehrenwörter überhaupt nicht. Sie sind im Kurs heruntergekommen. Ob es sich nun um große oder um kleine Ehrenwörter handelt. Und nicht mit Unrecht ist schon so mancher, der sein Ehrenwort verpfänden wollte, gefragt worden, ob er nicht zufällig etwas Wertvolleres bei sich habe . . .

R. K—r.

Französischer Massenbesuch in Berlin. 350 Franzosen und Französinnen trafen gestern vormittag mit einem Sonderzug aus Paris auf dem Bahnhof Charlottenburg ein, wo sie von den Mitgliedern der französischen Kolonie empfangen wurden. Während die größte Anzahl der französischen Gäste im Hotel Cumberland untergebracht wurde, nahmen die anderen in den Pensionen des Westens für die Dauer ihres achttägigen Aufenthaltes in Berlin Wohnung. Nach Ablauf dieser Zeit, während der sie alle Sehenswürdigkeiten Berlins und Potsdams besichtigen, fahren sie nach Frankfurt a. M. Mit einem Rheindampfer geht hier die Reise nach Köln, von dort zurück nach Paris.

Die neue Maschinengewehrkaserne, die für das 2. Garderegiment zu Fuß und für das Alexanderregiment in der Hannoverschen Straße, nahe dem Oranienburger Tor, errichtet worden ist, wird am 1. Oktober dieses Jahres seiner Bestimmung übergeben werden. Das Gebäude wird von einem steilen Dach aus roten Falzziegeln überragt und hat an jeder Seite einen turmartigen Eckbau. Auf dem weiten Hofe, der einst zu der nach der Kruppstraße in Moabit verlegten „Reitenden Artilleriekaserne" gehörte, stehen niedrige, neuerbaute Stallgebäude für die Pferde. Die an der Hannoverschen Straße unmittelbar an der neuen Kaserne gelegenen alten Stallgebäude, die einst ebenfalls zu der von Friedrich dem Großen gegründeten Abteilung der reitenden Artillerie gehörten, sind erneuert worden und dienen jetzt als Schuppen für die Maschinengewehre. Der stattliche Neubau ist durch den Reichsmilitärfiskus aufgeführt worden. Alle hiesigen Gardeinfanterieregimenter sind vom 1. Oktober ab mit Maschinengewehrabteilungen versehen und haben auch eigene Kasernen dafür.

Aus verletztem Ehrgefühl hat sich einem Privat-Telegramm zufolge gestern vormittag in einem Eisenwarengeschäft in Prenzlau der aus Berlin gebürtige siebzehn Jahre alte Lehr-